

A black and white portrait of Erich Fromm, wearing glasses and a dark jacket, is overlaid on a purple background. The portrait is positioned on the left side of the cover.

ERICH  
FROMM

Geschlecht  
und  
Charakter

 OPEN  
PUBLISHING



# Geschlecht und Charakter

## (Sex and Character)

Erich Fromm  
(1943b)

Als E-Book herausgegeben und kommentiert von Rainer Funk aus dem Amerikanischen Carola Dietlmeier, überarbeitet von Rainer Funk  
Erstveröffentlichung unter dem Titel *Sex and Charakter*, in: *Psychiatry*, Washington, Jahrgang 6 (1943) S. 21-31. Eine deutsche Übersetzung, besorgt von Carola Dietlmeier, erschien erstmals 1965 beim Szczyesny Verlag in München unter dem Titel *Geschlecht und Charakter* in E. Fromm, *Das Christudogma und andere Essays*, S. 101-120. Mit überarbeiteter Übersetzung wurde der Beitrag 1980 in die *Erich Fromm Gesamtausgabe in zehn Bänden*, Stuttgart (Deutsche Verlags-Anstalt), GA VIII, S. 365-376 aufgenommen.

Die E-Book-Ausgabe orientiert sich an der von Rainer Funk herausgegebenen und kommentierten Textfassung der *Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden*, München (Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag) 1999, Band VIII, S. 365-376.

Die Zahlen in [eckigen Klammern] geben die Seitenwechsel in der Erich Fromm Gesamtausgabe in zwölf Bänden wieder.

Copyright © 1943 by Erich Fromm; Copyright © als E-Book 2015 by The Estate of Erich Fromm. Copyright © Edition Erich Fomm 2015 by Rainer Funk.

Die These von den angeborenen Unterschieden zwischen den beiden Geschlechtern, die zwangsläufig zu grundsätzlichen Unterschieden in Charakter und Schicksal führen müssen, ist sehr alt.<sup>[1]</sup> Das Alte Testament macht zur Eigenart und zum Fluch der Frau, dass es sie nach dem Mann verlangt und er über sie herrschen wird, während vom Mann gesagt wird, dass er unter Mühsal vom Ackerboden essen wird (Gen 3,16<sup>o</sup>f.). Aber der biblische Bericht enthält auch die umgekehrte These: Der Mensch wurde als Ebenbild Gottes geschaffen, und nur zur Strafe für den Sündenfall von Mann und Frau – hinsichtlich ihrer moralischen Verantwortung waren sie gleichgestellt! – wurden sie mit dem Fluch des Konflikts und ewiger Verschiedenheit belegt. Beide Ansichten, die der grundlegenden Verschiedenheit und die ihrer grundlegenden Gleichartigkeit wurden durch die Jahrhunderte hindurch wiederholt – ein Zeitalter oder eine philosophische Schule betonte die eine, ein anderes die entgegengesetzte These. Das Problem gewann zunehmende Bedeutung in den philosophischen und politischen Diskussionen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Vertreter der Aufklärungsphilosophie vertraten den Standpunkt, dass es keine angeborenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern gebe (*„l'âme n'a pas de sexe“*); alle zu beobachtenden Unterschiede seien durch Unterschiede in der Erziehung bedingt und seien – wie man heute sagen würde – kulturelle Unterschiede. Romantische Philosophen des frühen neunzehnten Jahrhunderts betonten hingegen das genaue Gegenteil. Sie analysierten die Charakterunterschiede zwischen Mann und Frau und erklärten, die fundamentalen Unterschiede seien das Ergebnis angeborener biologischer und physiologischer Unterschiede. Sie behaupteten, diese Charakterunterschiede gebe es in jeder vorstellbaren Kultur.

Ohne Rücksicht auf den Wert ihrer Argumente – jene der Romantiker waren oft sehr tiefgreifend – hatten beide einen politischen Inhalt. Die Philosophen der Aufklärung, vor allem die Franzosen, wollten eine Lanze brechen für die soziale und in gewissem Maß auch für die politische Gleichheit von Mann und Frau. Sie führten das Fehlen angeborener Unterschiede als Argument für ihre Sache an. Die Romantiker, die politisch reaktionär waren, benutzten ihre Analyse des „Wesens“ der menschlichen Natur als Beweis für die Notwendigkeit der politischen und sozialen Ungleichheit. Zwar [VIII-366] schrieben sie „der Frau“ sehr bewundernswerte Eigenschaften zu, bestanden aber darauf, dass ihre Charaktermerkmale sie ungeeignet zur Teilnahme am sozialen und politischen Leben auf gleicher Stufe mit dem

Mann machten.

Der politische Kampf um die Gleichberechtigung der Frau endete nicht im neunzehnten Jahrhundert und ebenso wenig die theoretische Diskussion über den angeborenen oder kulturellen Charakter ihrer Verschiedenheit. In der modernen Psychologie wurde Freud der freimütigste Vertreter der Sache der Romantiker. Während bei diesen die Beweisführung in eine philosophische Sprache gekleidet war, stützte sich Freud auf die wissenschaftliche Beobachtung der Patienten während der psychoanalytischen Behandlung. Er nahm an, dass der anatomische Unterschied der Geschlechter die Ursache unveränderlicher Charakterunterschiede sei. „Die Anatomie ist das Schicksal“, sagt Freud (1924d, S. 400), einen Ausspruch Napoleons abwandelnd, von der Frau. Er ging davon aus, dass das kleine Mädchen bei der Entdeckung, dass ihm das männliche Geschlechtsorgan fehlt, zutiefst bestürzt und beeindruckt sei, dass es fühle, es fehle ihm etwas Wesentliches, dass es die Männer um das beneide, was das Schicksal ihm versagte, dass es im normalen Verlauf der Entwicklung versuche, sein Minderwertigkeits- und Neidgefühl zu überwinden, indem es das männliche Glied durch andere Dinge ersetze: durch Mann, Kinder oder Besitztümer. Bei neurotischer Entwicklung gelinge es ihr nicht, solche Ersatzbefriedigungen zu finden. Sie bleibe neidisch auf alle Männer, gebe ihren Wunsch, ein Mann zu sein, nicht auf, werde homosexuell, hasse die Männer oder suche gewisse kulturell erlaubte Kompensationen. Aber auch bei normaler Entwicklung verschwinde das Tragische am Schicksal der Frau niemals völlig; sie sei verdammt durch den Wunsch nach etwas, das ihr das ganze Leben unerreichbar bleibe.

Obwohl orthodoxe Psychoanalytiker diese Theorie Freuds als einen Eckpfeiler ihres psychologischen Systems beibehielten, bestritt eine Gruppe von Psychoanalytikern, die sich an der Kulturwissenschaft orientierten, Freuds Erkenntnis. Sie deckten die klinischen und theoretischen Irrtümer in Freuds Gedankengängen auf, indem sie erklärten, dass zu den charakterologischen Folgen, die er biologisch erklärt hatte, kulturelle und persönliche Erfahrungen geführt hätten. Die Ansichten dieser Gruppe von Psychoanalytikern sind von den Forschungsergebnissen der Anthropologen bestätigt worden.

Trotzdem besteht eine gewisse Gefahr, dass einige Anhänger jener fortschrittlichen anthropologischen und psychoanalytischen Theorien ins Gegenteil verfallen und die Bedeutung biologischer Unterschiede für die Bildung der Charakterstruktur völlig leugnen. Sie mögen darin von

denselben Motiven geleitet sein wie die Vertreter der französischen Aufklärung. Da die Gegner der Gleichheit der Frau das Argument der angeborenen Unterschiede vertreten, mag ein Beweis notwendig erscheinen, dass alle Unterschiede, die empirisch beobachtet werden können, auf kulturelle Ursachen zurückgehen.

Es sollte nicht übersehen werden, dass in dieser ganzen Kontroverse eine wichtige philosophische Frage enthalten ist. Die Tendenz, alle charakterologischen Unterschiede der Geschlechter zu leugnen, kann durch die stillschweigende Annahme einer Prämisse der anti-egalitären Philosophie verursacht sein: Um Gleichheit zu fordern, [VIII-367] muss man beweisen, dass es keine anderen charakterologischen Unterschiede der Geschlechter gibt als jene, die unmittelbar durch bestehende gesellschaftliche Bedingungen verursacht werden. Die ganze Diskussion ist verworren, weil die einen von Unterschieden sprechen, während die Reaktionären in Wirklichkeit Unzulänglichkeiten meinen – genauer gesagt, jene Unzulänglichkeiten, die es unmöglich machen, volle Gleichheit mit der herrschenden Gruppe zu erreichen. So wurde die angeblich beschränkte Intelligenz der Frau, ihre mangelnde Fähigkeit zur Organisation und Abstraktion oder zu einem kritischen Urteil vorgebracht, um die volle Gleichstellung mit dem Mann auszuschließen. Eine Richtung behauptete, die Frau besitze Intuition, Liebe usw., doch mache diese Fähigkeit sie für ihre Aufgabe in der modernen Gesellschaft nicht geeigneter. Dasselbe wird oft von Minoritäten wie den Schwarzen und den Juden behauptet. So wurde der Psychologe oder Anthropologe dazu gedrängt, den Beweis zu erbringen, dass zwischen Geschlechts- oder Rassengruppen keine grundlegenden Unterschiede bestehen, die irgendetwas mit der Ermöglichung voller Gleichheit zu tun haben. In dieser Lage neigt der liberale Denker dazu, das Vorhandensein irgendwelcher Unterschiede zu verkleinern.

Obgleich die Liberalen bewiesen, dass es keine Unterschiede gibt, die eine politische, wirtschaftliche und soziale Ungleichheit rechtfertigen, ließen sie sich doch in eine strategisch ungünstige Defensive drängen. Wenn man es als erwiesen ansieht, dass es keine sozial nachteiligen Unterschiede gibt, so muss man deshalb noch nicht annehmen, es gebe überhaupt keine Unterschiede. Die Frage muss dann vielmehr lauten: Welcher Gebrauch wird von bestehenden oder mutmaßlichen Unterschieden gemacht und welchen Zwecken dienen sie? Selbst wenn man zugibt, dass Frauen im Vergleich zu Männern gewisse charakterologische Unterschiede aufweisen – was bedeutet dies?

Es ist die These dieses Essays, dass gewisse biologische Unterschiede charakterologische Unterschiede zur Folge haben; diese Unterschiede sind vermischt mit solchen, die unmittelbar durch soziale Faktoren entstehen: Letztere sind sehr viel stärker in ihrer Wirkung und können biologisch verwurzelte Unterschiede entweder verstärken, auslöschen oder umkehren; und schließlich stellen charakterologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern, soweit sie nicht unmittelbar von der Kultur bestimmt sind, niemals Wertunterschiede dar.<sup>[2]</sup> Mit anderen Worten: Die Charaktertypen des Mannes und der Frau in der westlichen Kultur werden bestimmt durch ihre jeweiligen sozialen Rollen; es bestehen jedoch Charakternuancen, die aus Geschlechtsunterschieden herrühren. Diese Nuancen sind unbedeutend im Vergleich mit den gesellschaftlich bedingten Unterschieden, dürfen aber nicht außer Acht gelassen werden.

Dem reaktionären Denken liegt meist stillschweigend die Annahme zugrunde, Gleichheit setze das Fehlen von Unterschieden zwischen Personen oder gesellschaftlichen Gruppen voraus. Da aber solche Unterschiede offensichtlich bei allen Dingen bestehen, die eine Rolle im Leben spielen, so lautet ihre Folgerung, dass es keine Gleichheit geben könne. Wenn umgekehrt die Liberalen dazu neigen, große Unterschiede in den geistigen und physischen Fähigkeiten sowie bei den zufällig vorteilhaften oder hinderlichen Persönlichkeitsmerkmalen zu leugnen, so geben sie damit in den [VIII-368] Augen des Durchschnittsmenschen ihren Gegnern nur recht. Der Begriff der Gleichheit, wie er sich in der jüdisch-christlichen und in der modernen fortschrittlichen Tradition herausbildete, bedeutet, dass alle Menschen gleich sind in jenen grundlegenden menschlichen Fähigkeiten, die die Voraussetzung für den Genuss der Freiheit und des Glücks sind. Er besagt weiterhin, dass infolge dieser grundlegenden Gleichheit kein Mensch zum Mittel für die Zwecke anderer Menschen, keine Gruppe zum Mittel für die Zwecke einer anderen Gruppe gemacht werden darf. Jeder Mensch ist ein Universum für sich und nur sein eigener Zweck. Sein Ziel ist die Verwirklichung seines Seins, einschließlich jener Eigenarten, die für ihn charakteristisch sind und ihn von den anderen unterscheiden. Daher ist Gleichheit die Grundlage für die volle Entfaltung der Unterschiede; aus ihr folgt die Entfaltung der Individualität.

Ogleich es eine Reihe von biologischen Unterschieden gibt, die man im Hinblick auf ihre Bedeutung für Charakterunterschiede bei Mann und Frau untersuchen könnte, soll es hier hauptsächlich um einen Unterschied gehen. Es ist also nicht die Absicht, das gesamte Problem der

Charakterunterschiede der Geschlechter zu untersuchen, sondern nur die allgemeine These zu illustrieren. Wir werden uns hauptsächlich mit der unterschiedlichen Rolle von Mann und Frau im Geschlechtsverkehr befassen und zeigen, dass dieser Unterschied gewisse charakterologische Konsequenzen hat, die den aus dem Unterschied der sozialen Rollen erwachsenden Hauptunterschieden lediglich die Färbung geben.

Um sich sexuell betätigen zu können, muss der Mann eine Erektion haben und imstande sein, sie während des Geschlechtsverkehrs bis zum Orgasmus beizubehalten. Zur Befriedigung der Frau muss er imstande sein, die Erektion ausreichend lange auszudehnen, damit bei ihr ein Orgasmus stattfindet. Der Mann muss also, um die Frau sexuell zu befriedigen, *beweisen*, dass er eine Erektion haben und sie beibehalten kann. Die Frau muss ihrerseits nichts beweisen, um den Mann sexuell zu befriedigen. Sicherlich kann ihre Erregung die Lust des Mannes steigern. Begleitende physische Veränderungen in ihren Sexualorganen können ihm den Geschlechtsverkehr erleichtern. Da aber rein sexuelle Reaktionen in Betracht gezogen werden sollen – nicht subtile psychische Reaktionen differenzierter Persönlichkeiten – bleibt die Tatsache bestehen, dass der Mann eine Erektion haben muss, um die Frau zu befriedigen; die Frau muss nichts haben als eine gewisse Bereitschaft, um den Mann zu befriedigen. Wenn man von Bereitschaft spricht, so ist es wichtig zu bemerken, dass die Fähigkeit der Frau zur sexuellen Befriedigung des Mannes von ihrem Willen abhängt; es handelt sich um eine bewusste Entscheidung, die sie treffen kann, wann immer sie will. Die Fähigkeit des Mannes hingegen ist keinesfalls eine bloße Funktion seines Willens. Sexuelles Begehren und Erektion können gegen seinen Willen eintreten; er kann impotent sein, obwohl er leidenschaftlich das Gegenteil wünscht. Darüber hinaus ist eine Unfähigkeit des Mannes zum Geschlechtsverkehr eine Tatsache, die sich nicht verbergen lässt. Das Fehlen einer völligen oder teilweisen Reaktion auf Seiten der Frau, ihr „Versagen“, ist, obwohl für den Mann häufig erkennbar, keinesfalls in einem vergleichbaren Maß offensichtlich; es lässt einen beträchtlichen Grad an Täuschung zu. Wenn eine Frau einwilligt, kann der Mann sicher sein, Befriedigung zu finden, wann immer er sie begehrt. Die Situation der Frau ist dagegen völlig anders; [VIII-369] ihr leidenschaftliches Begehren führt nicht zur Befriedigung, wenn sie der Mann nicht so stark begehrt, dass sich bei ihm eine Erektion einstellt. Und sogar während des Geschlechtsaktes ist die volle Befriedigung der Frau von der Fähigkeit des Mannes, den Orgasmus bei ihr auszulösen, abhängig. Der



Mann muss also etwas beweisen, um den Partner zu befriedigen, die Frau nicht.

Aus diesem Unterschied ihrer jeweiligen sexuellen Rolle ergibt sich ein Unterschied in den spezifischen Ängsten, die mit der Sexualfunktion verbunden sind. Die Ängste treten jeweils an dem Punkt auf, an dem der Mann und die Frau verwundbar sind. Die Position des Mannes ist verwundbar, weil er etwas beweisen muss, d.h. weil er möglicherweise auch versagen kann. Für ihn hat der Liebesakt stets den Beigeschmack eines Tests, einer Prüfung. Seine spezifische Angst ist die vor dem „Versagen“. Der extremste Fall ist die Kastrationsangst – die Angst davor, organisch und damit für immer unfähig zur Ausübung des Geschlechtsverkehrs zu werden. Die Verwundbarkeit der Frau liegt dagegen in ihrer Abhängigkeit vom Mann; das mit ihrer Sexualfunktion verbundene Unsicherheitselement liegt nicht im Versagen, sondern darin, „alleingelassen“, frustriert zu werden, keine ausreichende Kontrolle über den Vorgang zu haben, der zur sexuellen Befriedigung führt. Es überrascht daher nicht, dass die Ängste des Mannes und die der Frau sich auf verschiedene Bereiche beziehen – die des Mannes betreffen sein Ich, seine Geltung, seinen Wert in den Augen der Frau; die der Frau betreffen ihre sexuelle Lust und Befriedigung. (Eine ähnliche Unterscheidung, die sich ausschließlich auf die Unterschiede in den sexuellen Ängsten von Kindern bezieht, wurde von Karen Horney (1932) getroffen.)

Die Frage mag kommen: Sind diese Ängste nicht nur für neurotische Persönlichkeiten charakteristisch? Ist sich der normale Mann nicht seiner Potenz sicher? Ist sich die normale Frau nicht ihres Partners sicher? Haben wir hier nicht den äußerst nervösen und sexuell unsicheren modernen Menschen vor uns? Sind nicht der „Höhlenmann“ und die „Höhlenfrau“ in ihrer „primitiven“ und unverdorbenen Sexualität frei von solchen Zweifeln und Ängsten?

Auf den ersten Blick mag es so scheinen. Der Mann, der ständig um seine Potenz besorgt ist, stellt einen bestimmten Typ der neurotischen Persönlichkeit dar, ebenso die Frau, die ständig fürchtet, unbefriedigt zu bleiben oder unter ihrer Abhängigkeit leidet. Aber wie so häufig ist der Unterschied zwischen „neurotisch“ und „normal“ auch hier eher graduell und eine Frage des Bewusstwerdens als eine wesentliche Qualität. Was beim Neurotiker als bewusste und ständige Angst zutage tritt, ist beim sogenannten normalen Menschen eine relativ unbemerkte und quantitativ leichte Angst. Darüber hinaus rufen gewisse Zwischenfälle, die beim

Neurotiker mit Sicherheit zu Ängsten führen, bei normalen Individuen keine Angst hervor. Der normale Mann stellt seine Potenz nicht in Zweifel. Die normale Frau befürchtet nicht, von dem Mann, den sie zum sexuellen Partner gewählt hat, frustriert zu werden. Die Wahl des Mannes, zu dem sie sexuelles „Vertrauen“ haben kann, ist ein wesentlicher Teil ihres gesunden Sexualtriebs. Aber dies ändert nichts daran, dass der Mann *möglicherweise* versagt, niemals aber die Frau. Die Frau ist abhängig vom Begehren des Mannes, der Mann ist nicht abhängig vom Begehren der Frau.<sup>[3]</sup>

Es gibt aber noch ein anderes Element, das bei der Feststellung von Ängsten und von [VIII-370] *verschiedenen* Ängsten beim normalen Mann und bei der normalen Frau von Bedeutung ist.

Der Unterschied der Geschlechter ist die Grundlage gewesen für die früheste und elementarste Teilung der Menschheit in getrennte Gruppen. Mann und Frau brauchen einander zur Erhaltung der Art und der Familie ebenso wie zur Befriedigung ihrer sexuellen Bedürfnisse. Aber in jeder Situation, in der zwei verschiedene Gruppen einander brauchen, treten nicht nur Elemente der Harmonie, der Zusammenarbeit und der gegenseitigen Befriedigung auf, sondern auch solche des Kampfes und der Disharmonie.<sup>[4]</sup>

Die sexuelle Beziehung zwischen den Geschlechtern könnte kaum frei von der Möglichkeit von Antagonismus und Feindseligkeit sein. Mann und Frau haben neben der Fähigkeit, einander zu lieben, eine ähnliche Fähigkeit zu hassen. In jeder Beziehung zwischen Mann und Frau ist das Element des Antagonismus latent gegenwärtig, und aus dieser Möglichkeit muss von Zeit zu Zeit Angst erwachsen. Der geliebte Mensch kann zum Feind werden, und dann sind die verwundbaren Stellen des Mannes und der Frau bedroht.<sup>[5]</sup>

Die Form der Bedrohung und der Angst ist jedoch bei Mann und Frau verschieden. Wenn die Hauptangst des Mannes darin liegt, dass er versagen und seine Aufgabe nicht erfüllen könnte, so ist der Wunsch nach Ansehen der Antrieb, der ihn vor dieser Angst bewahren soll. Der Mann ist tief von dem Verlangen durchdrungen, ständig sich selbst, der geliebten Frau und allen anderen Frauen und Männern zu beweisen, dass er jede Erwartung erfüllen kann. Durch Konkurrenz auf allen anderen Lebensgebieten, auf denen Willenskraft, physische Stärke und Intelligenz zum Erfolg gefordert sind, sucht er immer wieder Schutz gegen die Angst vor sexuellem Versagen. In engem Zusammenhang mit diesem Verlangen nach Geltung steht seine Rivalität zu anderen Männern. Da er Angst vor einem möglichen Versagen hat, möchte er gern unter Beweis stellen, dass er besser ist als

jeder andere Mann. Der Don Juan tut dies unmittelbar im sexuellen Bereich, der Durchschnittsmensch mittelbar, indem er mehr Feinde tötet, mehr Wild jagt, mehr Geld verdient oder auf andere Weise erfolgreicher ist als seine männlichen Konkurrenten.<sup>[6]</sup>

Das gegenwärtige Gesellschafts- und Wirtschaftssystem beruht auf den Prinzipien der Konkurrenz und des Erfolges – Ideologien preisen seinen Wert. Durch diese und durch andere Umstände ist die Gier nach Prestige und Konkurrenz tief im Durchschnittsmenschen der westlichen Kultur verwurzelt. Selbst wenn es keine Unterschiede in den sexuellen Rollen gäbe, so würde dieses Verlangen bei Mann und Frau auf Grund gesellschaftlicher Faktoren bestehen. Die Gewalt dieser gesellschaftlichen Gegebenheiten ist so stark, dass es zweifelhaft erscheinen mag, ob auf Grund der hier genannten sexuellen Faktoren beim Mann, quantitativ gesehen, mehr Verlangen nach Geltung besteht als bei der Frau. Am wichtigsten ist jedoch nicht der Grad, in dem die Rivalität durch sexuelle Ursachen gesteigert wird, sondern vielmehr die Notwendigkeit, das Vorhandensein von anderen als gesellschaftlichen Faktoren bei der Entwicklung der Rivalität anzuerkennen.<sup>[7]</sup>

Das männliche Geltungsstreben wirft einiges Licht auf die spezifische Art der männlichen Eitelkeit. Allgemein wird behauptet, Frauen seien eitler als Männer. Obgleich [VIII-371] das Gegenteil der Fall sein könnte, kommt es nicht auf den Unterschied in der Quantität, sondern in der Qualität der Eitelkeit an. Das wesentliche Merkmal der Eitelkeit des Mannes ist die Prahlerei, was für ein „Kerl“ er sei. Er handelt, als ob er in einer ständigen Prüfungssituation leben würde. Der Mann möchte zum Ausdruck bringen, dass er keine Angst vor dem Versagen hat. Diese Eitelkeit scheint seine ganze Aktivität zu färben. Es gibt wahrscheinlich keine männliche Leistung – vom Liebesakt bis zu den kühnsten Leistungen im Kampf und im Denken, die nicht ein wenig von dieser typisch männlichen Eitelkeit geprägt wäre.

Ein weiterer Aspekt des männlichen Geltungsstrebens ist seine Angst, lächerlich gemacht zu werden, besonders von einer Frau. Selbst ein Feigling kann zum Helden werden, wenn er befürchtet, von einer Frau lächerlich gemacht zu werden, und die Angst des Mannes, sein Leben zu verlieren, ist weniger groß als seine Angst vor Lächerlichkeit. Das ist typisch für die Vorstellung vom männlichen Heldenmut, der keineswegs größer ist als der Heldenmut, zu dem eine Frau fähig ist, der sich aber in seiner Färbung durch die männliche Art von Eitelkeit unterscheidet.

Eine weitere Folge der unsicheren Lage des Mannes gegenüber der Frau und seiner Angst vor Lächerlichkeit ist sein potenzieller Hass gegen sie. Dieser Hass trägt zu einem Streben bei, das auch eine Verteidigungsfunktion erfüllt: die Frau zu beherrschen, Gewalt über sie zu haben, damit sie sich schwach und minderwertig fühlt. Wenn ihm das gelingt, braucht er sie nicht zu fürchten. Wenn sie Angst vor ihm hat – Angst, getötet, geschlagen oder ausgehungert zu werden –, dann kann sie ihn nicht lächerlich machen. Macht über eine Person hängt weder von der Intensität der eigenen Leidenschaft noch davon ab, dass die eigene sexuelle und emotionale Leistungsfähigkeit funktioniert. Macht beruht auf Faktoren, die so sicher aufrechterhalten werden können, dass niemals ein Zweifel an den einzelnen Fähigkeiten auftritt. Übrigens ist die Zusicherung der Macht über die Frau der Trost, den der patriarchalisch voreingenommene biblische Mythos dem Mann spendet, selbst während Gott ihn verflucht.<sup>[8]</sup>

Kehren wir zurück zum Problem der Eitelkeit. Wir haben festgestellt, dass die Eitelkeit der Frau ihrer Art nach von der des Mannes verschieden ist. Männliche Eitelkeit will zeigen, was man kann und dass man niemals versagt; weibliche Eitelkeit zeigt sich hauptsächlich im Bedürfnis, anziehend zu wirken und sich selbst zu beweisen, dass man anziehend wirkt. Gewiss muss auch der Mann für die Frau sexuell attraktiv sein, wenn er sie gewinnen will – in einer Kultur, in der Geschmack und Gefühle, die bei der sexuellen Anziehung eine Rolle spielen, differenziert sind. Es gibt aber andere Wege für den Mann, eine Frau zu gewinnen und sie dahin zu bringen, seine Sexualpartnerin zu sein: nackte physische Gewalt oder, wirksamer noch, soziale Macht und Reichtum. Die Möglichkeit seiner sexuellen Befriedigung hängt also nicht allein von seiner sexuellen Anziehungskraft ab. Die sexuelle Befriedigung der Frau dagegen ist vollkommen abhängig von ihrer Anziehungskraft. Weder Gewalt noch Versprechungen können einen Mann sexuell potent machen. Der Versuch der Frau, anziehend zu wirken, wird durch ihre sexuelle Rolle erzwungen, und ihre Eitelkeit oder Sorge um ihre Anziehungskraft ergeben sich daraus.<sup>[9]</sup>

Die Angst der Frau vor Abhängigkeit, vor Versagen, vor einer Rolle, die sie zum [VIII-372] Warten zwingt, führt sie häufig zu einem Wunsch, den Freud stark betont hat: zu dem Wunsch, den männlichen Penis zu besitzen. (Vgl. [C. Thompson, 1942.](#)) Dieser Wunsch der Frau hat seine Wurzel jedoch nicht primär in dem Gefühl, es fehle ihr etwas und sie sei dem Mann wegen dieses Mangels unterlegen. Obwohl es in vielen Fällen andere Gründe zum Penisneid gibt, entspringt er oft dem Bedürfnis, nicht abhängig, nicht in der

Aktivität beschränkt, nicht der Gefahr der Frustration ausgeliefert zu sein. Wie einem Wunsch des Mannes, eine Frau zu sein, ein Verlangen zugrunde liegen kann, von der Bürde des Tests befreit zu sein, so kann das Verlangen der Frau nach dem Penis dem Wunsch entspringen, ihre Abhängigkeit zu überwinden. Außer als Symbol der Unabhängigkeit dient der Penis in gewissen Fällen nicht selten auch sadistisch-aggressiven Tendenzen, als eine Waffe, um andere Männer und Frauen verletzen zu können. (Für die weibliche Homosexualität scheint eine Kombination von Aktivsein-Wollen – im Gegensatz zur sonst „abwartenden“, abhängigen Rolle – mit einer eindeutig destruktiven Tendenz besonders typisch zu sein.)

Wenn der Mann als Hauptwaffe gegen die Frau seine physische und gesellschaftliche Macht hat, dann ist die Hauptwaffe der Frau ihre Fähigkeit, den Mann lächerlich zu machen. Am radikalsten kann sie das, indem sie ihn impotent macht. Es gibt dazu viele Methoden, grobe und feine. Sie reichen von der ausgesprochenen oder unausgesprochenen Erwartung seines Versagens bis zur Frigidität und jener Art von Scheidenkrämpfen, die den Verkehr physisch unmöglich machen. Der Wunsch, den Mann zu kastrieren, scheint nicht die alles bedeutende Rolle zu spielen, die Freud ihr zuschrieb. Sicher ist Kastration eine Möglichkeit, den Mann impotent zu machen, und sie tritt häufig dort auf, wo sich destruktive und sadistische Tendenzen abzeichnen. Aber das Hauptziel der Feindseligkeit der Frau scheint nicht physische, sondern die funktionelle Schädigung zu sein, die Beeinträchtigung der Fähigkeit, die Vereinigung zu vollziehen. Die spezifische Feindseligkeit des Mannes ist es, durch physische Gewalt, durch politische oder wirtschaftliche Macht zu *überwältigen*; die der Frau, durch Lächerlich- und Verächtlichmachen seine Fähigkeiten zu *untergraben*.<sup>[10]</sup>

Frauen können Kinder gebären, Männer nicht. Es ist für Freuds patriarchalische Einstellung bezeichnend, dass er annahm, die Frau beneide den Mann um sein Geschlechtsorgan, aber kaum daran dachte, dass der Mann die Frau um die Fähigkeit, Kinder zu gebären, beneiden könnte. Dieser einseitigen Sicht liegt nicht nur die männliche Prämisse zugrunde, dass der Mann der Frau überlegen sei, sondern auch die Einstellung einer hochindustrialisierten Zivilisation, in der natürliche Produktivität nicht sehr hoch bewertet wird. In früheren Perioden der Geschichte, in denen das Leben wesentlich von der Produktivität der Natur und nicht der Technik abhing, muss der Umstand, dass die Frau diese Gabe mit dem Boden und mit weiblichen Tieren teilt, überaus beeindruckend gewesen sein. Solange man ausschließlich Natur in Betracht zieht, ist der Mann nicht produktiv. In einer

Kultur, in der der Hauptakzent auf der natürlichen Produktivität lag, könnte sich der Mann der Frau unterlegen fühlen, vor allem, weil seine Rolle bei der Zeugung des Kindes nicht klar verstanden wurde. Mit Sicherheit kann angenommen werden, dass der Mann die Frau wegen dieser Fähigkeit, die ihm fehlte, bewunderte, dass sie ihm Scheu einflößte und er sie beneidete. Er konnte nichts hervorbringen; er konnte nur Tiere töten, um sie zu essen, [VIII-373] oder Feinde töten, um sicher zu leben oder ihre Kraft auf magische Weise in sich aufzunehmen.

Ohne die Stellung dieser Faktoren in reinen Agrargesellschaften zu erörtern, wollen wir die Auswirkungen einiger wichtiger geschichtlicher Veränderungen kurz streifen. Eine der bedeutendsten Auswirkungen war die zunehmende Verwendung technischer Produktionsformen. Mehr und mehr setzte man den Verstand ein, um die verschiedenen Mittel zum Leben zu verbessern und zu vermehren, die ursprünglich allein von den Gaben der Natur abhängig gewesen waren. Obwohl die Frau ursprünglich eine Fähigkeit besaß, die sie dem Manne überlegen machte, und dieser den Mangel ursprünglich durch den Gebrauch seines Talents zur Zerstörung ausglich, benutzte der Mann später seine Intelligenz als Basis der technischen Produktivität. Dies war in den früheren Stadien eng mit Magie verbunden; später produzierte der Mann dank der Macht seines Denkens materielle Dinge, und diese Fähigkeit zu technischer Produktion hat nunmehr den Verlass auf natürliche Produktion überflügelt.

Wir werden dieses Thema nicht weiterentwickeln und verweisen nur auf die Schriften von Bachofen, Morgan und Briffault, deren anthropologisches Material, das sie hervorragend analysiert haben, vielleicht nicht ihre Thesen beweist, aber, stark für die Existenz gewisser Kulturen in verschiedenen Phasen der Frühzeit spricht, in denen die Mutter im Mittelpunkt der sozialen Organisation stand und sich die religiösen Vorstellungen um Muttergottheiten drehten, die die Zeugungskraft der Natur symbolisierten. (Vgl. [F. Fromm-Reichmann, 1940.](#))

Ein Beispiel mag genügen.<sup>[11]</sup> Der babylonische Schöpfungsmythos beginnt mit der Existenz einer Muttergottheit, Tiamat, die über das Universum herrscht. Ihre Herrschaft wird aber durch ihre männlichen Söhne bedroht, die ihren Sturz planen. Als Führer in diesem Kampf suchen sie einen, der ihr an Stärke gleichkommt. Sie einigen sich schließlich auf Marduk; doch ehe sie ihn endgültig wählen, verlangen sie von ihm eine Prüfung. Worin besteht diese Prüfung? Er muss „mit der Gewalt seines Mundes“ ein Kleid verschwinden und mit einem Wort wiedererscheinen lassen. Der erwählte

Führer zerstört das Kleid mit einem Wort, und mit einem Wort erschafft er es wieder. Seine Führerschaft ist bestätigt. Er besiegt die Muttergottheit und erschafft aus ihrem Leib Himmel und Erde.

Was ist der Sinn der Prüfung? Wenn der männliche Gott der Göttin an Stärke gleichkommen will, muss er die Eigenschaft besitzen, die sie überlegen macht – die Macht, etwas zu erschaffen. Die Prüfung soll beweisen, dass er diese Macht ebenso besitzt wie die charakteristische männliche Macht zu zerstören, mit der der Mann ursprünglich die Natur veränderte. Zuerst zerstört er einen Gegenstand, um ihn dann wiederzuerschaffen; aber er tut es mit seinem Wort, nicht wie die Frau mit dem Leib. An die Stelle der natürlichen Produktivität tritt die Magie von Gedanken- und Wortvorgängen.

Der biblische Schöpfungsmythos beginnt dort, wo der babylonische Mythos endet. Nahezu alle Spuren der Oberherrschaft einer weiblichen Gottheit sind nunmehr ausgeschieden. Die Schöpfung beginnt mit Gottes geheimnisvoller Kraft, der geheimnisvollen Kraft der Schöpfung durch das Wort. Das Thema der Schöpfung durch den Mann wird wiederholt; im Gegensatz zu den Tatsachen wird der Mann nicht durch [VIII-374] die Frau geboren, sondern die Frau wird aus dem Manne geschaffen. (Vgl. den griechischen Mythos, dass Athene aus dem Haupt des Zeus entsprang, und die Deutung dieses Mythos sowie die Überreste der matriarchalischen Religion in der griechischen Mythologie bei Johann Jakob Bachofen und Rudolf Otto.) Der biblische Mythos ist ein Triumphgesang über die besiegte Frau; er leugnet, dass die Frau den Mann gebiert und verkehrt die natürlichen Beziehungen ins Gegenteil. Im Fluch Gottes wird die Oberherrschaft des Mannes bekräftigt. Die Gebärfunktion der Frau wird anerkannt, soll aber Schmerzen bringen. Der Mann soll arbeiten, d.h. produzieren; so tritt er an die Stelle der ursprünglichen Produktivität der Frau, auch wenn diese sich noch so sehr unter Schweiß und Schmerzen vollzieht.

Wir haben uns ausführlicher mit dem Phänomen matriarchalischer Überreste in der Religionsgeschichte befasst, um einen Punkt, der in diesem Zusammenhang von Bedeutung ist, zu veranschaulichen: die Befähigung der Frau zur natürlichen Produktivität, die dem Manne fehlt, und die Unfruchtbarkeit des Mannes in dieser Hinsicht. In gewissen Perioden der Geschichte war diese Überlegenheit der Frau deutlich fühlbar; später lag alle Betonung auf der magischen und technischen Produktivität des Mannes. Trotzdem scheint dieser Unterschied unbewusst auch heute noch seinen Sinn nicht ganz verloren zu haben; irgendwo verspürt der Mann eine Scheu vor

der Frau wegen dieser Fähigkeit, die er nicht besitzt. Er beneidet und fürchtet sie darum. Irgendwo in seinem Charakter ist das Bedürfnis nach einem beständigen Ausgleich dieses Mangels, irgendwo in der Frau das Gefühl der Überlegenheit wegen seiner Unfruchtbarkeit.

Bisher haben wir von gewissen charakterologischen Unterschieden zwischen Mann und Frau gesprochen, die sich aus Geschlechtsunterschieden ergeben. Soll das bedeuten, dass Züge wie übersteigerte Abhängigkeit auf der einen, Rivalität und Geltungsstreben auf der anderen Seite, hauptsächlich durch Geschlechtsunterschiede verursacht werden? Weisen „die“ Frau und „der“ Mann solche Züge auf, dass wir es mit einer homosexuellen Komponente erklären müssen, wenn wir bei einem Menschen Züge finden, die für das andere Geschlecht charakteristisch sind?

Derartige Schlüsse lassen sich nicht ziehen. Die Geschlechtsunterschiede geben der Persönlichkeit des Mannes und der Frau gewöhnlich nur ihre Färbung. Diese Färbung ist der Tonart vergleichbar, in der eine Melodie geschrieben ist, nicht der Melodie selbst. Darüber hinaus betrifft sie nur den durchschnittlichen Mann und die durchschnittliche Frau und ist bei jedem Menschen anders.

Diese „natürlichen“ Unterschiede mischen sich mit Unterschieden, die sich durch die jeweilige Kultur herausbilden. In unserer heutigen Kultur beispielsweise haben das Geltungsstreben und das Streben nach Konkurrenzenerfolg, die wir beim Manne finden, sehr viel weniger mit der sexuellen als mit der sozialen Rolle zu tun. Die Gesellschaft ist so organisiert, dass dieses Streben zwangsläufig erzeugt wird, ohne Rücksicht darauf, ob es spezifisch männlich oder weiblich ist. Das Geltungsstreben, das der Mann seit Ende des Mittelalters zeigt, ist hauptsächlich aus dem Gesellschafts- und Wirtschaftssystem, nicht aus einer sexuellen Rolle zu erklären; das gleiche gilt für die Abhängigkeit der Frau. Es kommt vor, dass kulturelle Muster und Gesellschaftsformen Charaktertendenzen schaffen, parallel mit übereinstimmenden Tendenzen, die [VIII-375] auf ganz anderen Ursachen (z.B. Geschlechtsunterschieden) beruhen. Dann werden die beiden parallelen Tendenzen verschmolzen, und es hat den Anschein, als ob ihre Ursprünge identisch seien.<sup>[12]</sup>

Geltungsstreben und Abhängigkeit bestimmen, soweit sie Ergebnisse der Kultur sind, die gesamte Persönlichkeit.<sup>[13]</sup> Die individuelle Persönlichkeit wird so auf einen Teil des gesamten Spektrums an menschlichen Möglichkeiten reduziert. Charakterunterschiede sind jedoch, soweit sie sich



aus natürlichen Unterschieden ergeben, nicht von dieser Art. Der Grund mag darin liegen, dass die *Gleichheit* zwischen den Geschlechtern größer ist als ihre *Verschiedenheit* und Mann und Frau zuallererst menschliche Wesen sind mit gleichen Möglichkeiten, gleichen Begierden, gleichen Ängsten. Was auf Grund natürlicher Unterschiede an ihnen verschieden ist, macht sie nicht verschieden. Es ruft in ihren grundsätzlich ähnlichen Persönlichkeiten geringfügige Unterschiede in der Betonung der einen oder anderen Tendenz hervor; diese Betonung erscheint empirisch als Nuance. Die Unterschiede, die auf Geschlechtsunterschieden beruhen, bieten offensichtlich keinen Grund dafür, dem Mann und der Frau in irgendeiner Gesellschaft verschiedene Rollen zuzuweisen.

Welche Unterschiede auch zwischen den Geschlechtern bestehen – heute ist klar, dass sie im Vergleich zu den Charakterunterschieden, die zwischen Personen desselben Geschlechts auftreten, nicht ins Gewicht fallen. Die Geschlechtsunterschiede haben keinen Einfluss auf die Fähigkeit, Arbeit irgendwelcher Art zu verrichten. Gewiss mögen höchst differenzierte Leistungen in ihrem Wesen von geschlechtlichen Merkmalen gefärbt sein, das eine Geschlecht mag für eine gewisse Arbeit etwas begabter sein als das andere, aber das ist auch der Fall, wenn Extravertierte mit Introvertierten oder Pykniker mit Asthenikern verglichen werden. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Differenzierungen nach solchen Merkmalen zu treffen.

Wieder wird klar, dass im Vergleich zu den allgemeinen gesellschaftlichen Einflüssen, von denen die männlichen oder weiblichen Muster geformt werden, die individuellen und – vom gesellschaftlichen Standpunkt aus – zufälligen Erfahrungen jedes Einzelmenschen sehr ins Gewicht fallen. Diese persönlichen Erfahrungen verschmelzen mit den kulturellen Mustern, wobei sie zumeist an Wirkung zunehmen, gelegentlich aber auch einbüßen. Es ist zu vermuten, dass der Einfluss der gesellschaftlichen und persönlichen Faktoren stärker ist als der der „natürlichen“, die hier genannt wurden.

Es ist ein trauriger Kommentar auf die geschichtliche Entwicklung, dass man sich genötigt fühlt zu betonen, die der männlichen oder weiblichen Rolle zugeschriebenen Unterschiede gäben keine Grundlage ab für ein gesellschaftliches oder moralisches Werturteil. Sie sind an sich weder gut noch schlecht, weder wünschenswert noch verhängnisvoll. Derselbe Charakterzug erscheint bei der einen Persönlichkeit als positives Merkmal, wenn gewisse Voraussetzungen gegeben sind, und als ein negatives Merkmal bei einer anderen Persönlichkeit mit anderen Voraussetzungen. So liegen die

negativen Formen, in denen Angst des Mannes vor Versagen und ein Geltungsstreben zutage treten, auf der Hand: Eitelkeit, mangelnder Ernst, Unzuverlässigkeit, Angeberei. Es ist aber nicht weniger offensichtlich, dass eben diese Merkmale zu höchst positiven Charakterzügen führen können: zu Initiative, Aktivität und Mut. [VIII-376] Das gilt auch im Hinblick auf die weiblichen Merkmale, wie wir sie beschrieben haben. Die besonderen Wesenszüge der Frau können sie unfähig machen, praktisch, emotional und intellektuell „auf eigenen Beinen zu stehen“, und das ist auch oft der Fall; doch unter anderen Bedingungen werden sie zur Quelle von Geduld, Zuverlässigkeit, Liebesintensität und erotischen Charmes.

Das positive oder negative Ergebnis des einen oder anderen Wesenszuges hängt von der gesamten Charakterstruktur der betreffenden Person ab. Zu den Persönlichkeitsfaktoren, die sich positiv oder negativ auswirken können, gehören beispielsweise Ängstlichkeit oder Selbstvertrauen, Destruktivität oder konstruktives Vermögen. Es genügt aber nicht, ein oder zwei isolierte Merkmale herauszugreifen; erst die Totalität der Charakterstruktur bestimmt, ob sich einer der männlichen oder weiblichen Wesenszüge positiv oder negativ auswirkt. Diesen Grundsatz hat auch Klages in sein graphologisches System eingebaut. Jedes einzelne Merkmal der Handschrift kann, je nach dem „Formniveau“ der Gesamtpersönlichkeit, eine positive oder negative Bedeutung haben. Wenn der Charakter eines Menschen „ordentlich“ genannt wird, so kann das entweder positiv sein: dass er nicht „liederlich“ und imstande ist, sein Leben zu ordnen; oder es kann negativ sein: dass er pedantisch, unfruchtbar und ohne Initiative ist. Ganz offensichtlich liegt das Merkmal Ordentlichkeit sowohl dem negativen wie dem positiven Erscheinungsbild zugrunde, aber dieses wird von einer Reihe anderer Faktoren in der Gesamtpersönlichkeit bestimmt. Diese sind ihrerseits von äußeren Bedingungen abhängig, die dem Leben entweder entgegenarbeiten oder zu einem echten Wachstum beitragen.<sup>[14]</sup>

## Literaturverzeichnis

Anshen, R. N. (Hg.), 1949: *The Family. Its Functions and Destiny*, New York (Harper & Bros.).

Freud, S.: *Gesammelte Werke* (G. W.) (hier zitierte Ausgabe) Bände 1-17, London 1940-1952 (Imago Publishing Co.) und Frankfurt 1960 (S. Fischer Verlag); *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud* (S. E.), Bände 1-24, London 1953-1974 (The Hogarth Press); *Sigmund Freud. Studienausgabe* (Stud.) Bände 1-10. Ergänzungsband (Erg.), Frankfurt 1969-1975 (S. Fischer Verlag).

Freud, S., 1924d: *Der Untergang des Ödipuskomplexes*, G. W. Band 13, S. 393-402; Stud. Band 5, S. 243-251; S. E. Band 19, S. 171-179.

Fromm, E., *Gesamtausgabe in 12 Bänden* (GA), hg. von Rainer Funk, Stuttgart / München 1999, Deutsche Verlags-Anstalt und Deutscher Taschenbuch Verlag; die Bände I bis X erschienen 1980/1981 bei der Deutsche Verlags-Anstalt sowie 1989 beim Deutscher Taschenbuch Verlag; Band XI und XII der Ausgabe von 1999 enthalten sämtliche nachgelassenen Schriften.

Fromm, E., 1943b: *Geschlecht und Charakter (Sex and Character)*, in: E. Fromm, *Das Christudogma und andere Essays*, München (Szczesny Verlag) 1965, S. 101-120; GA VIII, S. 365-376.

Fromm, E., 1948b: *Sexualität und Charakter. Psychoanalytische Bemerkungen zum Kinsey-Report (Sex and Character: The Kinsey Report Viewed from the Standpoint of Psychoanalysis)*, GA VIII, S. 377-385.

Fromm, E., 1949b: *The Oedipus Complex and the Oedipus Myth*, in: R. N. Anshen (Hg.), *The Family: Its Functions and Destiny*, New York (Harper & Bros.), S. 334-358.

Fromm, E., 1951a: *Märchen, Mythen, Träume. Eine Einführung zum Verständnis von Träumen, Märchen und Mythen (The Forgotten Language. An Introduction to the Understanding of Dreams, Fairy Tales and Myths)*, Zürich 1957 (Diana Verlag); neu übersetzt unter dem Titel *Märchen, Mythen, Träume. Eine Einführung in das Verständnis einer vergessenen Sprache*, Stuttgart 1979 (Deutsche

Verlags-Anstalt); GA IX, S. 169-309.

Fromm, E., 1951b: *Mann und Frau (Man-Woman)*, GA VIII, S. 387-400.

Fromm, E., 1963a: *Das Christusbild und andere Essays (The Dogma of Christ and Other Essays on Religion, Psychology and Culture)*, München 1963 (Szczesny Verlag); München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1984.

Fromm, E., 1992e [1937]: *Die Determiniertheit der psychischen Struktur durch die Gesellschaft. Zur Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie*, GA XI, S. 129-175; wiederabgedruckt unter dem Titel *Psychoanalyse zwischen Trieb- und Beziehungstheorie*, in: E. Fromm, *Was den Menschen antreibt. Psychoanalyse als Theorie und Praxis von Beziehung*, Gießen 2011 (Psychosozial-Verlag) S. 25-86.

Fromm-Reichmann, F., 1940: *Notes on the Mother Role in the Family Group*, in: *Bulletin of the Menninger Clinic* 4 (1940), S. 132-148.

Funk, R., 1977: *Der Fluch, kein Mann zu sein. Psychoanalyse im Widerstreit*, in: *Academia*, Wien 28 (März/April 1977), S. 20-22.

Thompson, C., 1942: *What Is Penis Envy?*, in: *Proceedings of the Association for the Advancement of Psychoanalysis*, Boston Meetings 1942.

[1] [Anmerkung des Herausgebers: Zwischen 1943 und 1951 entstanden drei Beiträge, in denen sich Fromm mit sexualpsychologischen Fragen auseinandersetzt, genauer gesagt, mit der Frage des Selbstverständnisses der Geschlechter und der Frage des Unterschieds der Geschlechter. Hintergrund für die Entstehung der Beiträge ist Fromms Abkehr von der Freudschen Sexualtheorie, derzufolge alle seelischen Erscheinungen aus dem Schicksal erklärt werden, das der Sexualtrieb in seinen prägenitalen und genitalen Entwicklungsphasen erfährt. Als Fromm Mitte der Dreißiger Jahre begann, die psychische Struktur nicht triebtheoretisch, sondern bezogenheitstheoretisch zu erklären (vgl. vor allem *Die Determiniertheit der psychischen Struktur durch die Gesellschaft. Zur Methode und Aufgabe einer Analytischen Sozialpsychologie* (1992e), GA XI, S. 129-175), stellte sich die Frage neu, welche Rolle die Sexualität und die Genderfrage für die Charakterbildung spielen. Während dem Sexualtrieb keine prägende Rolle für die Charakterbildung zukommt, vielmehr umgekehrt die Charakterorientierung das sexuelle Erleben disponiert, wirkt sich die Genderfrage sehr wohl auf die Charakterbildung aus.

Der erste Beitrag, der im Deutschen den Titel *Geschlecht und Charakter* (1943b) trägt, lautet im englischen Original wie der zweite Artikel *Sex and Character*. Im Unterschied zum zweiten Artikel, der den deutschen Titel *Sexualität und Charakter* (1948b, GA VIII, S. 377-385) trägt, sich mit dem Kinsey-Report beschäftigt und den Zusammenhang von Sexualität und Charakter thematisiert, geht es im ersten Beitrag aus dem Jahr 1943 um die psychologische Genderfrage aufgrund der unterschiedlichen biologischen Beschaffenheit von Mann und Frau. (Der dritte Beitrag mit dem Titel *Mann und Frau* (1951b, VIII, S. 387-400) widmet sich ganz der Genderfrage in charakterologischer

Perspektive. Zu den wesentlichen Aussagen aller drei Beiträge vgl. R. Funk, 1977.

*Geschlecht und Charakter* (1943b) erschien erstmals 1943 in *Psychiatry*, dem Publikationsorgan der William Alanson White Psychiatric Foundation. In dieser Zeitschrift veröffentlichte Fromm nach dem Ausscheiden aus dem Institut für Sozialforschung im Jahr 1939 eine ganze Reihe von Beiträgen, wobei er ab 1938 grundsätzlich in englischer Sprache publizierte. Im Jahr 1949 brachte die Publizistin Ruth Nanda Anshen einen Sammelband zum Thema „Familie“ (R. N. Anshen, 1949) heraus, für den Fromm nicht nur eine Interpretation des Ödipusmythos beisteuerte (*The Oedipus Complex and the Oedipus Myth*, 1949b), die er kurze Zeit später in das Buch *Märchen, Mythen, Träume* (1951a, GA IX, S. 273-293) einbrachte, sondern auch eine erweiterte Fassung des Aufsatzes *Geschlecht und Charakter* aus dem Jahr 1943. Da er diese Erweiterungen bei der späteren Wiederveröffentlichung des Aufsatzes *Geschlecht und Charakter* im Sammelband *Das Christudogma und andere Essays* (1963a) nicht übernahm, wird nachfolgend der Beitrag *Geschlecht und Charakter* (1943b) in seiner ursprünglichen Fassung von 1943 wiedergegeben, während die Erweiterungen von 1949 über Anmerkungen des Herausgebers zugänglich gemacht werden.]

[2] [Anmerkung des Herausgebers: Die erweiterte Fassung enthält hier folgenden Satz: *In other words, characterological differences are differences not in terms of „good“ or „bad“ but only in terms of coloring – the kind of virtues and vices peculiar to any large group. To be more specific: (= Die charakterologischen Unterschiede sind also keine Unterschiede im Sinne von „gut“ oder „schlecht“, sondern geben eine bestimmte Färbung – sie bestimmen die Art der Tugenden und Laster, die für jede größere Gruppe typisch ist. Um es genauer zu sagen:).*]

[3] [Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung von 1949 folgt hier dieser Abschnitt: *Since it is important that this point be clear, let us illustrate further with a parallel from another field. Consider the difference between an actor or a speaker and a person in his audience. Though an actor or speaker is anxious each time he has to perform – and experienced persons can worry about failing, for some anxiety seems to be present with most people who have to perform – there are certainly others who do not feel any anxiety. Nevertheless, the fact that even the latter find that a successful performance brings a kind of relief which results in elation or happiness suggests that they were not wholly unaware of the possibility of failing.*

(= Da es wichtig ist, dass dieser Punkt geklärt ist, soll er noch mit einer Parallele aus einem anderen Bereich verdeutlicht werden, nämlich mit dem Unterschied zwischen einem Darsteller oder Redner und jemandem aus seinem Publikum. Selbst erfahrene Menschen können darüber beunruhigt sein, einen Fehler zu machen, und es scheint, dass die meisten Menschen, die etwas darstellen müssen, von einer gewissen Angst befallen werden. Obwohl also ein Darsteller oder Redner jedes Mal ängstlich ist, wenn er etwas ausführen muss, so gibt es sicherlich auch andere, die keine Angst spüren. Doch allein die Tatsache, dass auch die Letztgenannten nach einer erfolgreichen Aufführung erleichtert sind und ein erhebendes oder glückliches Gefühl haben, legt bereits nahe, dass sie sich auch der Möglichkeit des Misserfolgens irgendwie bewusst sein mussten).]

[4] [Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung wird der folgende Abschnitt mit diesem Satz eingeleitet: *Love and antagonism are two sides of a basic constellation – difference with interdependence* (= Liebe und Antagonismus sind zwei Seiten einer grundlegenden Konstellation von Unterschiedenheit bei gegenseitiger Abhängigkeit).]

[5] [Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung sind folgende Abschnitte eingefügt: *This concept of male female anxiety is significantly different from that of Freud. The author follows Freud in assuming potential antagonism between the Sexes; the difference lies in the nature of this antagonism. Freud's basic attitude is patriarchal; therefore, the main conflict which exists is the one between father and son. The woman is not important enough to threaten as does the father. The main fear in man, to Freud, is the fear of castration. This fear, however, is primarily a threat arising not from the woman but from the father who is jealous of the*

*incestuous wishes of the son. Only secondarily is the man's castration fear directed toward woman. Since woman to him is only a sexually inferior and not a sexually different being, he can not perceive that man is as much afraid of woman as he is of the father.*

*It should also be noted in passing that anxiety concerning the sexual organs differs in men and women. In the male the extreme form of such anxiety carries the idea that his sexual organ will be cut off. With some exceptions woman's anxiety about her genitals does not refer to anything being cut off or having been cut off. She fears the injury of the inner part of her body. The vagina is an entrance into the body – as well as a delicate and very important organ of the female body. There is reason to assume that in everyone there exists a potential anxiety about injury through the openings into the body. But, although other openings may be more or less adequately protected, this is by no means so clearly the case with the vagina – as first parental strictness and then rumors and phantasies of criminal assault have tended to impress upon the child. Woman's normal anxiety is not castration but defenselessness toward an internal injury – such as the incurring of pregnancy against her will.*

*In describing the difference in kind of the anxiety specific for men and women respectively, we have already discussed one characterological difference resulting from the difference in the sexual roles. The specific kind of anxiety results in specific trends to overcome it.*

(= Dieses Verständnis der männlichen und weiblichen Angst unterscheidet sich wesentlich von dem Freuds. Ich stimme mit Freud in der Annahme eines potentiellen Antagonismus zwischen den Geschlechtern überein; der Unterschied zwischen Freud und mir liegt in der Auffassung von der Eigenart dieses Antagonismus. Freuds Grundeinstellung ist patriarchalisch; deshalb ist der Hauptkonflikt für ihn der zwischen Vater und Sohn. Die Frau ist zu unbedeutend, um wie der Vater Furcht einflößen zu können. Die bedeutendste Angst des Mannes ist nach Freud die Kastrationsangst. Diese Angst wird jedoch nicht durch die Frau ausgelöst, sondern durch den Vater, der wegen der inzestuösen Wünsche des Sohnes eifersüchtig ist. Die männliche Kastrationsangst bezieht sich erst sekundär auf die Frau. Da Freud die Frau als ein sexuell unterlegenes, nicht als ein sexuell verschiedenartiges Wesen ansieht, kann er nicht wahrnehmen, dass sich der Mann vor der Frau ebenso fürchtet wie vor dem Vater.

In diesem Zusammenhang möchte ich weiter erwähnen, dass Männer und Frauen unterschiedliche Ängste bezüglich ihrer Geschlechtsorgane haben. Im Extremfall hat der Mann Angst davor, dass sein Genitale abgeschnitten wird. Bei der Frau hat – von einigen Ausnahmen abgesehen – die Angst jedoch nichts damit zu tun, dass die Genitalien abgeschnitten würden oder abgeschnitten worden seien. Sie fürchtet, dass das Innere ihres Körpers verletzt werden könnte. Die Vagina ist ein Eingang zu ihrem Körper und zugleich ein empfindliches und sehr wichtiges weibliches Organ. Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass jeder Mensch zu der Angst neigt, er könne durch seine Körperöffnungen verletzt werden. Mögen andere Öffnungen auch mehr oder weniger geschützt sein, für die Vagina gilt dies nicht eindeutig, da das Kind durch elterliche Strenge, durch Gerüchte und Phantasien von körperlichen Misshandlungen stark beeindruckt wird. Die Frau hat normalerweise keine Angst davor kastriert zu werden, sondern davor, sich nicht gegen ein innerliches Verletztwerden wehren zu können, wie es zum Beispiel eine Schwangerschaft gegen ihren Willen ist.

Bei unserer Unterscheidung der für den Mann bzw. für die Frau typischen Angst sind wir bisher nur auf charakterologische Unterschiede eingegangen, die sich aus den unterschiedlichen sexuellen Rollen ergeben. Aus der jeweils spezifischen Art der Angst ergeben sich nun aber auch jeweils spezifische Versuche, diese zu überwinden.)]

[6] *[Anmerkung des Herausgebers: Der folgende Absatz wird in der erweiterten Fassung durch diese Sätze eingeleitet: It must be realized that the particular sexual role of the man is but a minor source of the craving for prestige and competitiveness in comparison with cravings of a social and cultural nature. As a number of psychoanalytic, anthropological, and sociological writers have indicated, such cravings chiefly result from the kind of experiences both the child and the adult have in any given culture. It has been shown that when anxiety is aroused in the child he feels powerless and inferior; it is therefore imperative for him to find recognition by others, to*

*be popular, and to be superior to competitors.*

(= Wir müssen erkennen, dass für die Begierde des Mannes nach Prestige und Wettstreit seine besondere sexuelle Rolle im Vergleich zu gesellschaftlich und kulturell bedingten Begierden von sekundärer Bedeutung ist. Viele Psychoanalytiker, Anthropologen und Soziologen haben gezeigt, dass solche Begierden hauptsächlich aus den jeweiligen Erfahrungen eines Kindes und Heranwachsenden in einer bestimmten Kultur resultieren. So wurde nachgewiesen, dass sich ein Kind machtlos und unterlegen fühlt, wenn ihm Angst eingeflößt wird. Es wird deshalb notwendig danach verlangen, Anerkennung durch andere zu finden, beliebt und anderen überlegen zu sein.)

[7] *[Anmerkung des Herausgebers: Die erweiterte Fassung fährt hier fort: It happens that in Western culture the cultural pressure with men moves in the same direction as the sexual factors. With women, also, the cultural and sexual factors used to operate in the Same direction; but with the fundamental change in woman's position, which drew her increasingly into the Same social and economic conditions that determine man's life, the social factors have become the same for men and women, and there is even now sufficient empirical evidence to recognize that these social factors prove to be stronger than the sexual ones.*

(= Wir sehen, dass in der westlichen Kultur die Verhaltensvorschriften für den Mann und sexuelle Gegebenheiten in die gleiche Richtung wirken. Im Hinblick auf die Frau galt dies ebenfalls. Mit dem fundamentalen Wandel in der Stellung der Frau, durch den sie zunehmend unter die gleichen gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen gestellt wurde, die auch für das Leben des Mannes bestimmend sind, sind die gesellschaftlichen Verhältnisse für Männer und Frauen die gleichen geworden. Selbst jetzt gibt es noch ausreichende empirische Evidenz dafür, dass sich diese gesellschaftlichen Faktoren stärker als die sexuellen erweisen.)]

[8] *[Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung folgt dieser Absatz, der dann ein wenig verändert an den nachfolgenden Text angeschlossen wird: One last trait, in man, should be mentioned – one that results from his fear of failure, not so much because it is a „normal” trait but because it links with a problem which psychoanalytic literature has dealt with: the man's wish to be a woman. Though Freud quite naturally assumed that a general feature of woman's psychology is her wish to be a man, other psychoanalytic thinkers have recognized in men the presence of wishes to be a woman and have offered various explanations. To one of these explanations – man's envy of the woman's capacity to bear children – reference will be made presently. The aim here is to point to the connection between man's need to prove something and his wish to be a woman. His „test“ situation is a continuous burden. He would be greatly relieved if he could escape this burden – and he could, if he were a woman. In the normal man, however, the wish is scarcely conscious and, in quantity, very small. In the neurotic man the wish to be a woman can be extremely strong, whether it is entertained consciously or repressed. Its strength depends on the intensity of the fear of failure in performance, which in turn is rooted in the whole personality structure.*

*Just as certain characterological trends spring from the main anxiety of men – failure – others spring from the main fear of women – frustration and dependency. The fear of being left alone – in the sexual act itself as well as emotionally and socially – and the fear of being dependent comprise a trait which is generally supposed to be typically feminine. This dependency is traced back to woman's „nature“. The traditional role of women in any patriarchal culture is such that the fear of dependency is aroused regardless of any conditions specific to her sex role; but, again, social conditions are mistaken for natural ones. Despite the conventional fallacy about woman's nature, however, in the statement about woman's dependency there is a kernel of truth which should not be neglected. This is the result of her specific sexual role which will now be recapitulated. The woman does not need to prove anything. She need not be afraid of failure, but in her sexual satisfaction she is dependent on something outside herself – the man's desire for her and his potency to carry through this desire. He is never entirely sure whether he will succeed, and this fear hurts his pride. She is never entirely sure whether she can rely on him,*

*and this fear makes her feel insecure and anxious in a different way.*

*One trait resulting from this position of the woman is vanity, but a vanity different in nature from the man's.*

(= Ich möchte noch auf einen weiteren Charakterzug des Mannes hinweisen, der in seiner Angst vor dem Versagen wurzelt. Ich erwähne diesen Charakterzug nicht, weil es sich bei ihm um ein „normales“ Merkmal handelt, sondern weil er mit einem Problem verknüpft ist, mit dem sich die Psychoanalyse beschäftigt hat. Ich meine den Wunsch des Mannes, eine Frau zu sein. Obwohl Freud ziemlich selbstverständlich annahm, dass der Wunsch der Frau, ein Mann zu sein, ein allgemeiner Grundzug der weiblichen Psychologie ist, haben andere Psychoanalytiker auf den Wunsch von Männern, eine Frau zu sein, hingewiesen und ihn auf verschiedene Weise zu erklären versucht. Auf einen dieser Erklärungsversuche – den Neid des Mannes auf die Fähigkeit der Frau, Kinder zu gebären –, gehen wir gleich noch näher ein. An dieser Stelle möchte ich auf die Verbindung zwischen dem Wunsch des Mannes, eine Frau zu sein, und der für ihn bestehenden Notwendigkeit, etwas unter Beweis zu stellen, hinweisen. Die „Prüfungs“-Situation ist eine ständige Last für den Mann. Es wäre eine große Erleichterung, könnte er dieser Last entfliehen, und dies wäre möglich, wenn er eine Frau wäre. Bei einem psychisch gesunden Mann ist dieser Wunsch kaum bewusst und quantitativ gering. Bei einem neurotischen Mann kann er dagegen äußerst stark sein, sei er nun bewusst oder verdrängt. Die Stärke des Wunsches hängt von der Intensität seiner Angst zu versagen ab, und diese hängt ihrerseits wieder von der ganzen Persönlichkeitsstruktur ab.

So wie einige charakterologische Merkmale in der Hauptangst des Mannes – im Versagen – wurzeln, wurzeln andere in der Hauptangst der Frau – in der Angst vor Frustration und Abhängigkeit. Die Angst, beim Geschlechtsakt selbst und ebenso emotional und sozial alleingelassen zu sein, und die Angst, abhängig zu sein, bilden einen Charakterzug, der allgemein als ein typisch weiblicher angesehen wird. Die Abhängigkeit wird dabei auf die „Natur“ der Frau zurückgeführt. Die traditionelle Rolle der Frauen in jeder patriarchalischen Kultur ist gewöhnlich so, dass Angst vor Abhängigkeit entsteht, unabhängig von den Faktoren im Zusammenhang mit ihrer Rolle beim Geschlechtsverkehr. Wie so oft werden auch hier gesellschaftliche Bedingungen für natürlich gehalten. Obwohl die konventionellen Behauptungen über die Natur der Frau falsch sind, enthalten die Aussagen über die Abhängigkeit der Frau jedoch einen wahren Kern, der nicht vergessen werden sollte. Es ist dies das Resultat ihrer sexuellen Rolle, auf die wir jetzt noch einmal eingehen wollen. Die Frau muss nichts beweisen; sie braucht keine Angst vor dem Versagen zu haben. Zu ihrer sexuellen Befriedigung ist sie jedoch abhängig von etwas außerhalb ihrer selbst – vom Begehren des Mannes nach ihr und von seiner Fähigkeit, dieses Begehren aufrechtzuerhalten. Der Mann ist sich nie ganz sicher, ob ihm dies gelingen wird, und diese Angst verletzt seinen Stolz. Die Frau ist sich nie völlig sicher, ob sie sich auf ihn verlassen kann, und diese Angst macht sie auf andere Weise unsicher und ängstlich.

Ein Charakterzug der Frau, der sich hieraus ergibt, ist Eitelkeit, jedoch eine Eitelkeit, die von der des Mannes wesentlich verschieden ist.)]

[9] *[Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung merkt Fromm in einer Fußnote an: One objection may be raised here. Why is it, if all this is true, that among many animals the male is the one who sings and has the more vivid colors – in other words that the male is the one to attract the female, not the reverse? Analogies from the animal kingdom often sound very convincing, yet frequently one fails to see the whole complexity of the different factors which are operative. Without entering into any extended discussion of these obscure problems, let me content myself with stressing the fact that, for human society, the important factor is to what extent man has made women dependent economically, thus increasing their need to attract the man. Both her sexual satisfaction and her whole life and security are at stake.*

(= An dieser Stelle kann folgender Einwand gemacht werden: Wenn das bisher Gesagte richtig ist, warum ist es dann im Tierreich häufig so, dass das Männchen singt und die bunteren Farben besitzt – dass das Männchen also das Weibchen anzieht, und nicht umgekehrt? Analogien aus dem Tierreich klingen oft recht überzeugend, aber dabei übersieht man häufig die Komplexität der verschiedenen wirksamen Faktoren. Ich möchte hier nicht näher auf dieses schwierige Problem eingehen und mich



mit dem Hinweis begnügen, dass der entscheidende Faktor in der menschlichen Gesellschaft darin zu sehen ist, in welchem Maße der Mann die Frau ökonomisch abhängig gemacht und damit ihr Bedürfnis, den Mann anzuziehen, verstärkt hat. Es stehen ihre sexuelle Befriedigung, ihr Leben und ihre Sicherheit auf dem Spiel.)]

[10] [Anmerkung des Herausgebers: Die erweiterte Fassung fährt fort: *There are other sexual differences which may have a bearing on characterological differences between men and women. The woman's genital organs are more differentiated than the man's, for she has two sources of excitement. The main source of the woman's excitement happens to be within her body, the man's on the outside. In the man something easily visible happens when he is sexually excited; in the woman this is not the case. The sexual act for the woman implies the possibility of pregnancy, with the ensuing profound change in her glandular processes; but no such profound change in the man's organism is connected with his sexual activity. It is not our Intention to take up these problems in this chapter, but there is one more difference which may well be discussed because it has been somewhat neglected in the classic psychoanalytic literature.*

(= Es gibt noch andere sexuelle Unterschiede, die mit der charakterologischen Verschiedenheit von Mann und Frau in Beziehung stehen. Die Geschlechtsorgane der Frau sind differenzierter als die des Mannes, denn sie besitzt zwei Quellen der Erregung. Die wichtigste Quelle der Erregung befindet sich innerhalb ihres Körpers, beim Mann dagegen außerhalb. Beim Mann geschieht etwas äußerlich Sichtbares, wenn er sexuell erregt ist, bei der Frau nicht. Bei der Frau beinhaltet der Geschlechtsverkehr die Möglichkeit einer Schwangerschaft mit allen dazugehörigen tiefgreifenden Veränderungen in ihrem Hormonhaushalt, die sexuelle Aktivität des Mannes ist dagegen nicht mit solchen Veränderungen im Organismus verbunden. Ich möchte an dieser Stelle nicht alle diese Fragen aufgreifen, sondern nur noch einen weiteren wichtigen Unterschied erwähnen, der in der klassischen psychoanalytischen Literatur etwas vernachlässigt worden ist.)]

[11] [Anmerkung des Herausgebers: In *Märchen, Mythen, Träume* (1951a), GA IX, S. 283-295 hat Fromm dieses Beispiel im Zusammenhang mit dem biblischen Schöpfungsmythos noch breiter ausgeführt.]

[12] [Anmerkung des Herausgebers: In der erweiterten Fassung fügt Fromm hinzu: *On the other hand, if the cultural patterns produce dependency in men, for instance, then this trend in so far as it results from sexual differences will be virtually eliminated from women and will be found in the sex opposite the one where it should be found according to „natural“ differences.* (= Wenn andererseits die kulturellen Muster bei den Männern zum Beispiel eine Abhängigkeit hervorrufen, dann wird diese Neigung, insofern sie Ausdruck des sexuellen Unterschieds ist, bei den Frauen praktisch eliminiert sein und bei dem Geschlecht zu finden sein, bei dem es von den „natürlichen“ Unterschieden her eigentlich nicht zu finden ist).]

[13] [Anmerkung des Herausgebers: Die erweiterte Fassung ergänzt: *they are not its key, but the melody itself; then a woman is dependent, and a man is eager for prestige* (= sie sind dann nicht die Tonart, sondern die Melodie selbst. Denn dann ist eine Frau tatsächlich abhängig, und ein Mann strebt tatsächlich nach Geltung).]

[14] [Anmerkung des Herausgebers: Die erweiterte Fassung schließt mit folgendem Absatz: *Although the relationship of superiority-inferiority implies at least momentary difference, that difference is by no means identical with or necessarily at all related to, superiority-inferiority. Those who cannot realize this are people who on the basis of their whole personality structure are incapable of understanding or of experiencing equality. Thus, the Fascist-authoritarian character cannot but confuse difference with in equality. He is influenced in his thinking by his contempt for anyone who has less power than himself and by his „love“ for one who is powerful. A human relationship based on respect for the dignity of every person simply escapes him. Whenever he senses differences he has to seek for an implied superiority or inferiority. In*

*so far as he can Show differences between groups, he believes that he has proved that one is superior to the other. Those who hold to the principle of human equality should not be misled into accepting this Fascist premise. Social conditions can be created which will develop the positive side of the peculiarities of persons, sexes, and national groups. These conditions are needed all over the world. If they are realized, those differences of one person from another will be accentuated which are not matters of the good or bad but rather the individual colorings of personality which make for a richer and broader human culture and a more integrated family structure.*

(= Obwohl eine Überlegenheits-Unterlegenheits-Beziehung zumindest eine augenblickliche Verschiedenheit impliziert, ist Verschiedenheit keineswegs mit Überlegenheit und Unterlegenheit verbunden oder mit ihr identisch. Menschen, die aufgrund ihrer ganzen Persönlichkeitsstruktur unfähig sind, Gleichheit zu verstehen und zu erleben, können dies nicht begreifen. Der faschistisch-autoritäre Charakter kann deshalb nicht anders, als Verschiedenheit mit Ungleichheit zu verwechseln. Sein Denken wird bestimmt von seiner Verachtung für jeden, der weniger Macht hat als er, und von seiner „Liebe“ zu dem, der mächtig ist. Eine menschliche Beziehung, deren Grundlage die Achtung der Würde des anderen Menschen ist, bleibt ihm unverständlich. Wo immer er Unterschiede wahrnimmt, muss er nach der darin enthaltenen Unter- oder Überlegenheit suchen. Wenn er Unterschiede zwischen Gruppen nachweisen kann, sieht er darin zugleich auch den Nachweis, dass die eine der anderen überlegen ist. Wer am Prinzip der menschlichen Gleichheit festhält, sollte sich nicht dazu verleiten lassen, diese faschistische Prämisse zu übernehmen. Es ist möglich, gesellschaftliche Bedingungen zu schaffen, in denen die positiven Aspekte der Besonderheiten einzelner Menschen, der Geschlechter und nationaler Gruppen entwickelt werden. Überall auf der Welt sind solche Bedingungen erforderlich. Werden sie verwirklicht, dann werden jene Unterschiede zwischen Menschen betont werden, bei denen es nicht um gut oder böse geht, sondern um die individuellen Färbungen der Persönlichkeit, die die menschliche Kultur erweitern und bereichern und die zur Integration der Menschheitsfamilie beitragen.)]

## Der Autor



Erich Fromm, Psychoanalytiker, Sozialpsychologe und Autor zahlreicher aufsehenerregender Werke, wurde 1900 in Frankfurt am Main geboren. Der promovierte Soziologe und praktizierende Psychoanalytiker widmete sich zeitlebens der Frage, was Menschen ähnlich denken, fühlen und handeln lässt. Er verband soziologisches und psychologisches Denken. Anfang der Dreißiger Jahre war er mit seinen Theorien zum autoritären Charakter der wichtigste Ideengeber der sogenannten „Frankfurter Schule“ um Max Horkheimer.

1934 emigrierte Fromm in die USA. Dort hatte er verschiedene Professuren inne und wurde 1941 mit seinem Buch „Die Furcht vor der Freiheit“ weltbekannt. Von 1950 bis 1973 lebte und lehrte er in Mexiko, von wo aus er nicht nur das Buch „Die Kunst des Liebens“ schrieb, sondern auch das Buch „Wege aus einer kranken Gesellschaft“. Immer stärker nahm der humanistische Denker Fromm auf die Politik der Vereinigten Staaten

Einfluss und engagierte sich in der Friedensbewegung.

Die letzten sieben Jahre seines Lebens verbrachte er in Locarno in der Schweiz. Dort entstand das Buch „Haben oder Sein“. In ihm resümierte Fromm seine Erkenntnisse über die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft. Am 18. März 1980 ist Fromm in Locarno gestorben.

## Der Herausgeber



Rainer Funk (geb. 1943) promovierte über die Sozialpsychologie und Ethik Erich Fromms und war von 1974 an Fromms letzter Assistent. Fromm vererbte dem praktizierenden Psychoanalytiker Funk seine Bibliothek und seinen wissenschaftlichen Nachlass. Diese sind jetzt im Erich Fromm Institut Tübingen untergebracht, siehe [www.erich-fromm.de](http://www.erich-fromm.de).

Darüber hinaus bestimmte er Funk testamentarisch zu seinem Rechteevertwarter. 1980/1981 gab Funk eine zehnbändige, 1999 eine zwölfbändige „Erich Fromm Gesamtausgabe“ heraus. Die Texte dieser Gesamtausgabe liegen auch der von Funk mit editorischen Hinweisen versehenen „Edition Erich Fromm“ als E-Book zugrunde.

# Impressum

E-Book-Ausgabe 2015

Edition Erich Fromm erschienen bei Open Publishing Rights GmbH,  
München

© 1943 Erich Fromm;

für diese digitale Ausgabe © 2015 The Estate of Erich Fromm

für die Edition Erich Fromm © 2015 Rainer Funk

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit  
Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Sarah Borchert, München

ISBN 978-3-95912-055-5

# Inhaltsverzeichnis

Geschlecht und Charakter	3
Literaturverzeichnis	19
Der Autor	27
Der Herausgeber	29
Impressum	30